

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire
Herausgeber: [s.n.]
Band: 19 (2012)
Heft: 2: PflegeKrisen = Crises des soins

Buchbesprechung: Allgemeine Buchbesprechungen = Comptes rendus généraux
Autor: Hitz, Florian / Inderwildi, Frédéric / Brändle, Fabian

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Buchbesprechungen

Comptes rendus généraux

Simona Boscani Leoni
**Essor et fonctions des images
religieuses dans les Alpes**
L'exemple de l'ancien diocèse
de Coire (1150–1530 env.)

Peter Lang, Bern 2008, 702 S., 45 Farbtafeln und
zahlreiche Schwarzweissabbildungen, Fr. 88.–

Vorzustellen ist die Buchausgabe einer an der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales (EHESS) in Paris eingereichten Dissertation, die von Jean-Claude Schmitt und Jean-François Bergier (†) betreut wurde. Die beiden Gutachter stehen für eine methodische Verbindung von Kultur- und Sozialgeschichte und damit für jene bewusste Multiperspektivität, wie sie auch Simona Boscani Leonis Arbeit auszeichnet.

Mittelalterliche Malereien an Aussenwänden von Kirchen gelten als charakteristisch für alpine und voralpine Gegenden; doch für den südwestlichen Abschnitt der Ostalpen, die Diözese Chur, sind sie bisher nicht systematisch erforscht worden. Einen Überblick über die materielle Grundlage der vorliegenden Untersuchung gewährt der Anhang des Buchs mit Listen, Tabellen, Karten und Farbfotos. Die Wandgemälde werden dabei nicht nur geografisch verortet, sondern auch verknüpft mit ihren sozialen Entstehungsbedingungen: Kirchenpatronate, Stiftungen, Baumassnahmen an Kirchen sowie Altar- und Kirchweihen. So ist zu erfahren, an welcher Kirche Bruderschaften bestanden, und wer – adliger Patronatsherr oder Gemeinde – die Kontrolle über die Kirchengüter innehatte.

Die kirchlichen Aussenfresken des alpinen Raums sind durch ihre «polyvalence

religieuse et politique» (52) gekennzeichnet. Sie sollen «rendre visible le sacré» und zugleich «rendre perceptible une présence politique». (336) Sie sind nicht nur Äusserungen eines bestimmten Kunststils (Gotik, mit ihren betont visuellen, figurativen Auffassungen) oder eines bestimmten Frömmigkeitstypus (Volksfrömmigkeit, mit ihrer Betonung der Christus-Andacht), sondern immer auch Ausdruck eines politischen Anspruchs.

Die Untersuchung findet daher auf zwei Ebenen statt: einerseits auf einer kunststatistischen, wo es um die zeitliche und räumliche Verteilung bestimmter Bildthemen und -themengruppen geht; andererseits auf einer sozialen, wo nach den Akteuren, nach Stiftern und Künstlern, gefragt wird. Aus der Verbindung der beiden Dimensionen erwächst ein funktionaler Ansatz: «La fonction religieuse, sociale, politique, parfois aussi «magique» des peintures murales» (339) bildet das hauptsächliche Erkenntnisinteresse des vorliegenden Buchs.

Die Autorin referiert zunächst die Verfassungsgeschichte des Untersuchungsgebiets. Die alte Diözese Chur umfasste, über Graubünden hinaus, die nördlich anschliessenden Abschnitte des Alpenrheintals, die Täler der Seez und der Linth, das südliche Vorarlberg, das oberste Inntal sowie das Etschtal bis vor Meran. Dieser ganze Raum, Churrätien, war im 10. Jahrhundert dem Herzogtum Schwaben unterstellt und in drei Grafschaften gegliedert, welche die vorliegende Untersuchung als «macro-régions» (266) unterscheidet: Oberrätien (Graubünden bis zur Landquartmündung), Unterrätien (mit Maienfeld, vielleicht auch mit dem Prättigau)

und Vinschgau (mit dem Unterengadin). Das Spätmittelalter war in diesen Gebieten durch einen doppelten Prozess geprägt: Territorialisierung der Herrschaftsstrukturen sowie Gemeindebildung. Die alpinen Kommunen, die ab dem 13. Jahrhundert als Nutzungsgenossenschaften auftraten, übernahmen bald auch politische Funktionen. In Graubünden kam es sogar zur Staatsbildung durch kommunale Verbände.

Die gesellschaftliche Entwicklung schlug sich auch in der Kirchenorganisation nieder. Im 12. und 13. Jahrhundert wirkte der aus der Armutsbewegung entsprungene Impuls in den Niederlassungen der Reform- und Bettelorden sowie in Beginengründungen. Ein breiter angelegter und tiefer greifender Transformationsprozess ist für das 15. Jahrhundert zu beobachten: «la *Kommunalisierung de l'Eglise*», (325) wie man es – die von Peter Blickle gebahnten Denkwege beschreitend – wohl nennen darf. Der Vorgang entsprach einer Christianisierung von unten. Das Kirchenvolk verlangte nach evangelischer Predigt und, in pragmatischer Hinsicht, nach der Kontrolle über die örtlichen Pfründen und den dazugehörigen Klerus. Solche Pfründen wurden nun in grosser Anzahl erst gegründet: Gemeinden stifteten Kapellen und liessen diese zu Pfarrkirchen erheben.

Die kirchliche Kommunalisierung war eng mit der politischen Gemeindebildung verknüpft. Ihren Höhepunkt fand diese doppelte Dynamik im frühen 16. Jahrhundert. Mit dem Bundesbrief der Drei Bünde, aufgesetzt zu Ilanz 1524, ereignete sich im Schosse des bündnerischen Bündnisgeflechts «la naissance d'un état unitaire» (322 und 323 – wobei das Adjektiv allerdings missverständlich ist). Und mit den Ilanzer Artikelbriefen von 1524/26 sicherten sich die Bündner Gemeinden nicht nur das Recht auf die freie Pfarrer- und damit letztlich Konfessionswahl, sondern sie verschafften sich auch Zehntfreiheit und ver-

setzten der bischöflichen Territorialgewalt einen vernichtenden Stoss. Diese vor dem allgemeinen Hintergrund von Gemeindeformation und Bauernkrieg stehenden Vorgänge fanden ihre Tiroler Parallele in den Meraner Artikeln von 1525, denen die folgende Entwicklung allerdings utopischen Charakter zuweisen sollte.

Der kommunalen Bewegung setzten die Churer Kirchenfürsten und Landesherren ihre territorial vereinheitlichenden, zentralisierenden und disziplinierenden Bemühungen entgegen. Mit dem Erlass einzelner Dekrete sowie ganzer Sakramentsordnungen und Synodalstatuten versuchten die Bischöfe Ortlieb von Brandis (1458–1491) und Heinrich von Hewen (1491–1505) die klerikale Gewalt zu stärken und die Diözesanhierarchie zu stützen.

Als Mittel zur Erreichung dieser Ziele, als ein Propagandainstrument in der Kirchenöffentlichkeit, sollten den Oberhirten auch Wandbilder dienen. So lässt Bischof Ortlieb 1481 sein Wappen mit Heiligen- und Stifterfiguren über das Portal der Kirche von Bondo malen. Er kann allerdings nicht verhindern, dass da auch der damalige Podestà des Bergell, Antonio von Salis auftritt: samt Familienwappen und gleich neben dem heiligen Antonius. Bischof Heinrich, der sich im Vorfeld des Schwabenkriegs immer mehr mit dem Gotteshausbund zerstreitet, lässt 1497 sein Wappen nebst einem siegreichen Ritter St. Georg an die westliche Aussenwand der Kirche von Almens malen – eine deutliche «déclaration de pouvoir» (355, wobei die Zugehörigkeit der Freiherren von Hewen zum schwäbischen Adel und zu dessen Ritterbund mit St. Jörgenschild für die Autorin nicht ins Gewicht fällt).

Bei weltlichen, laikalen Aufträgen ist zwischen Adelsfamilien und Gemeinden zu unterscheiden. Erstere lassen die frommen Malereien gern mit Stifterbildnissen und Familienwappen, oft auch mit Inschriften, ergänzen. Ihnen geht

es demnach vor allem um repräsentative Selbstbestätigung und politische Legitimation. Die kommunalen Aufträge bleiben dagegen in der Regel «stumm». Hinter kollektiv-anonymen Stiftungsakten stehen das Bedürfnis nach Schutz im Alltagsleben und der Versuch zur Bewältigung der Jenseitsangst, durch die Fürbitte der Heiligen wie durch gute Werke.

Die expliziten Aufträge, die gekennzeichneten Stiftungen machen in Ober- rätien nur ein Viertel der Wandmalereien aus; im Vinschgau dagegen die Hälfte. Der Vinschgau erscheint als ausgeprägte Adels- landschaft: 9 von insgesamt 17 Malereien mit Wappendarstellungen sind hier zu lokalisieren. Letztlich spielen aber laikale Auftraggeber in Graubünden doch die wichtigere Rolle als in Tirol. Dies wegen der Gemeinden, die in Graubünden 15 von insgesamt 38 Malereien stiften – und in Vorarlberg sogar 3 von 7, während der entsprechende Anteil im Vinschgau nur 5 von 31 beträgt. Die gemeindlichen Bilderstiftungen häufen sich ab 1450, zusammen mit Bestellungen von Schnitzaltären und Aufträgen für ganze Kirchenbauten.

Simona Boscani Leoni gelingt es auf überzeugende Weise, das alte Bistum Chur als «un laboratoire d'expériences artistiques variées et originales» (503) zu charakterisieren. Mit viel Spürsinn und methodischer Konsequenz führt sie die Eigenart und innere Vielfalt dieser sakralen Kunstlandschaft auf eine differenzierte soziale Basis, auf die divergierenden Interessen und Intentionen der Akteure zurück. So erweist sich Kunstgeschichte nicht allein als Geistes-, sondern auch als Gesellschaftswissenschaft im Vollsinn des Wortes.

Florian Hitz (Chur)

Léonard Burnand
Les Pamphlets contre Necker
Médias et imaginaire politique
au XVIII^e siècle

Editions Classiques Garnier, Paris 2009, 409 p., € 59,–

Publié dans la collection «L'Europe des Lumières» des Editions Garnier, sous la responsabilité scientifique de Michel Delon et de Jacques Berchtold, l'ouvrage de Léonard Burnand renouvelle l'historiographie neckerienne en analysant l'impressionnante production de textes visant le célèbre banquier. Le champ investi par l'historien tourne donc autour du personnage controversé de Jacques Necker, cible privilégiée des libellistes depuis le siècle des Lumières. Le ministre des finances de Louis XVI a été attaqué dans près de 150 brochures au contenu incendiaire, une production abondante que l'historien décortique avec finesse. Son projet consiste à (ré)inscrire minutieusement les pamphlets anti-neckeriens dans les processus classiques de la librairie d'Ancien Régime (rédaction, impression, diffusion et réception) et, dans le contexte tendu de la circulation de l'information, de les analyser en mettant en lumière l'imaginaire politique dont ces textes étaient porteurs. L'une des originalités de cette étude réside aussi dans l'étonnante postérité de la légende noire que Léonard Burnand met en lumière. Forte de cinq chapitres suivant un ordre chronologique des ministères du résident du Château de Coppet, cette étude s'achève sur un véritable plaidoyer pour que soit lancée «une histoire des pamphlets et des pamphétaires», à l'opposé de ce préconise Marc Angenot dans *La parole pamphlétaire: typologie des discours modernes* en 1982.

Le livre s'ouvre sur une introduction intitulée «Siècles des Lumières et littérature de l'ombre» qui explicite, sans excès mais de manière trop raccourcie, les enjeux méthodologiques et conceptuels d'une

telle démarche. Le premier chapitre («La guerre des Farines: Necker sous le feu des physiocrates») débute par une présentation de sa vie au moment où commence la controverse sur le commerce des grains, en 1775, qui sert de décor à l'émergence du personnage public qu'est Necker. Celui-ci publie son ouvrage sur les blés dans un contexte d'agitation croissante propice à en faire un grand succès éditorial. Les partisans de Turgot, Contrôleur général des Finances, parmi lesquels on trouve Voltaire, se déchaînent contre le banquier genevois, exploitant toutes les ressources d'expression, à l'image de l'intervention d'un Condorcet ivre de rage ou de l'abbé Morellet, pourtant un habitué des salons de Madame Necker. Son époux sort finalement vainqueur puisqu'il est appelé à la tête du Trésor royal après la destitution de Turgot en 1776. À la tête de l'administration des finances, Necker entreprend de vastes réformes qui suscitent des critiques et aiguissent l'appétit des libellistes. Objets du deuxième chapitre («La cabale anti-neckerienne des années 1780–1781»), les réactions contre la refonte de l'administration des finances voulue par Necker sont virulentes et certaines atteignent leur cible. Exploitant des thèmes comme le protestantisme, celui de l'étranger et du simple roturier ignorant le rôle d'un grand magistrat, la production pamphlétaire visant à disqualifier l'action de Necker croît en suivant la courbe des ventes du *Compte Rendu au Roi*, dont les chiffres de vente (près de 100'000 exemplaires!) laissent perplexe l'historien attentif au cycle de vie des livres. Isaac Panchaud, personnage énigmatique, et banquier tout comme son adversaire, s'attaque également à «madame Necker», Suzanne Curchod, «la Belle Curchod», dont la réputation de bienfaitrice irrite les pamphlétaires. Léonard Burnand consacre quelques belles pages aux textes décriant les activités de l'épouse de

l'homme qu'on cherche à abattre. Finalement, la plus grande victoire de Necker, ne serait-ce pas l'appui du public qui n'aura de cesse de réclamer son retour aux affaires? L'historien consacre enfin quelques pages à la genèse de la *Collection complète de tous les ouvrages pour et contre M. Necker* en rappelant le rôle de l'agent littéraire parisien Nicolas-Guillaume Quandet-de-Lachenal. Le troisième chapitre («Le héros assiégé (1784–1789)») traitant des quelques années précédant la Révolution, se focalise sur les suites de la publication *De l'administration des finances de la France*. Imprimé à Lausanne en 1784, année de l'acquisition par Necker du château et de la baronnie de Coppet, l'ouvrage est un plaidoyer *pro domo* destiné à assurer au plus vite son retour au pouvoir. Ce succès de librairie provoque l'inquiétude de Vergennes et Calonne, deux farouches opposants qui n'auront de cesse de s'acharner contre Necker. Le chapitre se conclut sur le retour triomphal du banquier genevois au gouvernement, prélude à des temps bien incertains pour lui. En effet, le chapitre suivant («L'idole brisée (1790)») revient sur les circonstances de la baisse constante de popularité du Directeur général des finances. Si, au début de son troisième et dernier ministère, le banquier profite encore d'une aura liée à ses succès de l'été 1789, celle-ci s'inverse avec les assauts répétés de Jean-Paul Marat à partir de janvier 1790. Celui-ci ne mâche pas ses mots, exploitant le vocabulaire inquisitorial et tout l'arsenal qui en découle. Le «clan Necker» fait la connaissance de la puissance destructrice de la liberté d'expression. Marat peut également compter sur l'appui d'un autre dénonciateur de la méthode Necker: Jean-Jacques Rutledge. Celui-ci, grand connaisseur des problèmes d'approvisionnement en blés de Paris, s'est rapproché de Necker suite à la parution de deux mémoires traitant de cette matière. Necker ne réagit pas lors du

procès et de l'emprisonnement de Rutledge. Ce dernier, persuadé que l'absence de réaction du Genevois prouve sa responsabilité, fulmine et prépare sa vengeance. Elle prend la forme de deux pamphlets (*Dénonciation sommaire contre M. Necker* et *L'astuce dévoilée*) qui font grand bruit. L'auteur exploite alors le genre bien connu des chroniques scandaleuses révélant un pan «secret» de la vie des grands personnages. À côté de libelles, de chansons ou de textes de journalistes, d'autres textes paraissent, certains accompagnés de caricatures. On se déchaîne contre le ministre des Finances. Sa fuite à travers la France en septembre est relatée avec force détail, faisant également fantasmer les libellistes qui inventent de faux événements. Tout ceci a profondément touché Necker qui, une fois rentré à Coppet, éprouve le besoin de justifier ses actions. L'écriture du texte *Sur l'administration de M. Necker, par lui-même*, agit comme une sorte de thérapie. Il se déclare touché et insiste sur «sa réputation souillée», espérant que les générations futures le réhabiliteront. Le dernier chapitre du livre («La postérité des pamphlets anti-neckeriens. Mode de perpétuation d'une légende noire») prouve que les prévisions heureuses de Necker quant à la perpétuation de sa mémoire ne se sont guère révélées exactes. Léonard Burnand, analysant la persistance des images de Necker véhiculées par des médias de genres divers (récits historiques, biographie, théâtre, roman), montre de manière probante, qu'une grande partie de l'héritage négatif provient indirectement des textes des pamphlétaires. L'intérêt de cette partie réside dans la construction de la légende noire, à laquelle les libelles du siècle des Lumières ont donné sens, qui survit grâce à l'exploitation dont ils ont fait l'objet. Le dialogue entre le contenu des pamphlets et leur réception à l'époque actuelle intrigue; il renvoie notamment à l'affaire du «banquier sans visage» et des

retombées politiques de l'année 1964 ou encore au texte de François Chandernagor, *l'Enfant des Lumières*.

Dans la partie conclusive («Pour une histoire des pamphlets et des pamphlétaires»), Léonard Burnand relève la stratégie efficace d'anéantissement dont Jacques Necker a été victime. Les brochures étudiées, surtout à travers leur postérité dans le long terme, mettent en perspective une dimension qui singularise à l'envi le processus de diffusion. Pour en révéler toute la saveur, il fallait toutefois bénéficier d'une cible privilégiée, à l'image de Jacques Necker, comme le signale avec pertinence l'auteur dans la conclusion.

Frédéric Inderwildi (Lausanne)

Eric Godel
Die Zentralschweiz in der Helvetik
(1798–1803)
 Kriegserfahrungen und Religion
 im Spannungsfeld von Nation
 und Region

Aschendorff, Münster 2009, 408 S., mit farbigen Abb., Fr. 39.90

Der Historiker Eric Godel schrieb seine sehr lesenswerte Dissertation im Rahmen des Tübinger Sonderforschungsbereichs 437 «Kriegserfahrungen: Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit». Diesem von Anton Schindling mit geprägten Rahmen sind auch die theoretisch fundierten, sorgfältig begründeten Äusserungen zu Kriegserfahrungen geschuldet. Im Zentrum stehen die «unterschiedlichen religiösen Deutungs- und Sinnstiftungsangebote» (21) der von sämtlichen Akteurinnen und Akteuren als Umbruch wahrgenommenen Krisenzeit. Erfahrung, so Godels klare Definition, bilde sich «in einer Verknüpfung von Erleben, Wissen, Deuten und Handeln zwischen Individuen und Gesellschaften

heraus. Dieses erweiterte Verständnis von Erfahrung umfasst Vorprägungen durch Institutionen, Traditionen, Sprache und erworbenes Wissen, die auf die Deutung und Verarbeitung des Erlebten einwirken und Orientierungen für das Handeln liefern. Kriegserfahrung umfasst mit anderen Worten einen komplexen, sinnstiftenden ebenso wie strukturierenden und seit der Neuzeit auch zunehmend medialisierten Kommunikationsprozess.» (15)

Die präzise Darstellung sprachlicher Nuancen ist denn auch neben der meist souveränen Beherrschung des Forschungsstands und der reichen, auf Archivarbeit beruhenden Quellenauswahl eine der grossen Stärken dieser sehr guten Darstellung der Kriegserfahrung in der Innerschweiz während der Helvetik. Neben einer stattlichen Anzahl von Selbstzeugnissen, unter denen auch weibliche Stimmen aus Klöstern zu vernehmen sind, stützt sich Godel auf Chroniken, gedruckte und ungedruckte Predigten, Annalen, Geschichtswerke, Gerichtsakten und auf die amtliche Korrespondenz der helvetischen Behörden. Krisen- und Umbruchszeiten generieren in der Regel eine ganze Menge schriftliche Stellungnahmen, die Überlieferung kann also als reich bezeichnet werden. Allerdings ist hinzuzufügen, dass der Löwenanteil der Quellen von Angehörigen der alten, antihelvetisch gesinnten Eliten stammt, von den traditionellen Magistratenfamilien, den «Grosshansen» also, von Pfarrern, Äbten und Äbtissinnen, die einen realen Machtverlust zu verarbeiten hatten und deshalb zu den Verlierern der Helvetik zu zählen sind. Der gelegentliche Einsatz von Gerichtsprotokollen kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass wir es mit einer schichtspezifischen Erfahrungsgeschichte zu tun haben. Das ist jedoch kein Mangel, liegen doch so gut wie keine ausführlichen Quellen vor, die eine Geschichte «von unten» zulassen würden. Dies ist umso bedauerlicher, da ja namentlich in den Lands-

gemeindeorten eine ausgeprägte Tradition an populärer Mitsprache bestand. Dass Godel die einschlägigen Forschungen dazu nicht zur Kenntnis nimmt, ist bedauerlich.

Wie der Titel der Dissertation anklingen lässt, stehen religiöse Deutungen der verschiedenen Kriege und Aufstände im Vordergrund von Godels Betrachtungen. Die Angehörigen der katholischen klerikalen Elite beanspruchten eine Deutungshoheit über die ihnen befremdlichen Geschehnisse. Ganz traditionell interpretierten sie die kriegesischen Handlungen und die allgemeine Not als Strafgericht Gottes für üppiges, unchristliches und oppositionelles Leben. Sie wollten somit die eigene Position stärken, die verloren geglaubten Schäfchen zurückführen in die Obhut der *ecclesia militans*, der kämpfenden Kirche, wie sie beispielsweise vom aufrührerischen, endzeitliche Gedanken hegenden Kapuzinerpater Paul Styger verkörpert wurde. Der Klerus erblickte allenthalben eine Glaubens- und Heilsgefährdung. Die Anhänger der Helvetik wurden in Grund und Boden verdammt, die mehrheitlich helvetisch denkenden Stadtluzerner galten als Bewohner eines neuen «Babylon», die neue Ordnung wurde gar als «höllvetisch» verunglimpft. Alte Feindbilder und Stereotypen gegen den «Franzmann» wurden mobilisiert. So meinte die Nidwaldner Geistlichkeit anlässlich der Landsgemeinde im April 1798: «Theures, liebes Volk! Was der Ursprung der neuen Konstitution betrifft, koemmt sie aus Paris – diesem gottlosen Babylon. Ihre Urheber sind Weltbekannt; man nennt sie Jansenisten, Deisten, Naturalisten, Atheisten, Philosophen, Freydenker, Aufklaerer, Freymaurer, Illuminaten, Jakobiner etc., naemlich meistens Leute ohne Religion, ohne Gottesfurcht. Ohne Zucht und Ordnung, die, nachdem sie schon lange mit ihrer giftigen Zunge wider Gott und seine Heiligen, wider die Kirche Jesu und ihre gesalbten Diener, wider die rechtmaessige

Religion und ihre getreuen Minister Krieg gefuehrt, jetzt endlich gar mit Feuer und Schwerdt wider sie kriegen.» (120)

Kometen nahm man als Zuchtruten Gottes wahr. Im Kampfe suchte man sich mit Kruzifixen, Amuletten und Skapulieren gegen die feindliche Übermacht zu schützen, und so manch ein Aufrührer versprach Mittel, die immun machen würden gegen feindliche Kugeln. Wallfahrten und Bittgänge sollten den Zuspruch Gottes, Mariens und der Heiligen bewirken. In diesen interessanten Ausführungen zur Beschwörung der traditionellen Religion profitiert Godel von der musterhaften Untersuchung Lukas Vogels zum Zuger «Hirtenhemdlaufstand» von 1799. Vogel konnte nachweisen, wie sich die aufständischen Zugerinnen und Zuger an Bildern in der Schlachtwallfahrtskapelle auf dem Gubel orientierten.

Ausführungen zum föderalistischen Nationsverständnis und zum Geschichtsbild der Akteure ergänzen den quellen-nahen, gut geschriebenen und klar aufgebauten Band, der eine Lücke schliesst in der einst liberal dominierten schweizerischen Historiografie. Quellenbedingt scheint mir indessen ein allzu elitenzentrisches Bild der Kriegserfahrung entstanden zu sein. Die alten Konfliktlinien zwischen Oligarchie und populärer Opposition setzten sich nämlich nicht zuletzt in den Landsgemeindeorten fort. Wer gegen die Helvetik war, war nicht unbedingt für die alte Oligarchie.

Ein Register und ein sehr schöner Abbildungsteil runden das gelungene Werk ab.

Fabian Brändle (Zürich)

Callisto Caldelari et al.
Bibliografia ticinese dell'Ottocento Fogli

Istituto bibliografico ticinese, Bellinzona 2010, 2 vol., 32 pl., 1269 p., Fr. 250.–

Callisto Caldelari et al.
Bibliografia ticinese dell'Ottocento Continuazione

Istituto bibliografico ticinese, Bellinzona 2011, 349 p., Fr. 60.–

La recherche historique consacrée au canton du Tessin bénéficie depuis 2010 d'un outil de travail particulièrement précieux. Il s'agit de la partie consacrée aux *Fogli* («feuilles imprimées») de la Bibliographie tessinoise du 19e siècle (*Bibliografia ticinese dell'Ottocento*). Publiée en deux volumes imposants, cette édition savante contient les références bibliographiques, la localisation et un bref résumé de 9000 imprimés de huit pages au maximum (feuilles volantes, fascicules ou très petits ouvrages) publiés au Tessin au cours du 19e siècle.

Cette œuvre titanesque est le résultat d'un long travail de recherche bibliographique mené depuis les années 1960 par le père Callisto Caldelari, aujourd'hui directeur de l'institut de recherche bibliographique tessinois.

En 1995, le père Caldelari et ses collaborateurs ont déjà publié une *Bibliografia luganese del Settecento* et surtout une *Bibliografia dell'Ottocento. Libri – Opuscoli – Periodici* contenant les références aux livres, brochures et périodiques publiés par les imprimeries tessinoises au cours du 19e siècle et dont les *Fogli* de 2010 constituent la suite naturelle. Les volumes récemment publiés ajoutent donc une pièce majeure à un travail de plus longue haleine qui va se poursuivre avec d'autres publications.

Pour recenser le plus grand nombre possible d'imprimés, Callisto Caldelari et ses collaborateurs de l'institut bibliogra-

phique ont fouillé dans d'innombrables fonds déposés aux archives d'Etat du canton du Tessin, dans les archives communales de Bellinzzone, Lugano, Mendrisio et Locarno, et dans des fonds mis à leur dispositions par des particuliers. Le résultat est remarquable: même si le répertoire ne comprend pas l'ensemble des feuilles imprimées dans le canton du Tessin au 19^e siècle, l'équipe de recherche a réussi à réunir un échantillon représentatif de ce qui a été publié tout au long du siècle par les imprimeries du canton. Nous y trouvons des imprimés officiels, des lois, des arrêts, des décrets, des circulaires émanant du pouvoir politique et administratif du nouveau canton du Tessin, mais également des imprimés privés de plus en plus nombreux au fil du siècle: des certificats, des permis, des factures, des passeports, des amendes, des tickets de chemins de fer, et des feuilles publicitaires. Le 19^e siècle a été en effet le siècle de l'éclosion de l'industrie de la presse au Tessin. Jusqu'à la fin du siècle précédent, il n'existait qu'une seule imprimerie au Tessin, l'imprimerie Agnelli installée à Lugano, qui travaillait surtout pour le marché urbain italien. La constitution du canton du Tessin, en 1803, et un certain développement économique dès la deuxième moitié du 19^e siècle, ont stimulé la demande d'imprimés, d'abord par l'administration et les autorités qui avaient besoin de communiquer avec la population, puis par les entreprises et les privés qui agissaient dans l'espace tessinois.

Dans les recueils des deux premiers volumes, les feuilles imprimées ont été classées par ordre chronologique, les auteurs ayant renoncé à d'autres types de répartition, comme celle qui aurait réuni tous les imprimés privés d'un côté et tous les imprimés publics de l'autre. La consultation des volumes est facilitée par un index thématique, qui permet aux chercheurs de repérer rapidement les réf-

rences aux imprimés liés à leur domaine de recherche ou à leur intérêt. Un autre index rassemble les noms des personnes citées dans les références bibliographiques des feuilles imprimées.

Les volumes publiés par l'institut bibliographique tessinois constituent donc un recueil de références bibliographiques très précieux pour les chercheurs, qui peuvent trouver aisément des sources autrement très difficilement repérables, puisqu'éparpillées dans divers fonds d'archives. Ainsi, un chercheur qui travaille par exemple sur le développement de la viticulture dans le canton du Tessin au 19^e siècle, peut trouver des références à une quarantaine de documents imprimés épars, publiés surtout dans la deuxième partie du 19^e siècle et concernant les différentes problématiques liées à ce sujet: les relevés statistiques concernant les terrains exploités par la viticulture et la production de vin, la fixation des dates des vendanges, la tenue de conférences sur la viticulture, jusqu'aux mesures pour la prévention de la diffusion du phylloxéra, un dangereux parasite qui mena au début du 20^e siècle à l'introduction de nouveaux types de plants de vignes. De la même manière, un chercheur engagé dans la recherche prosopographique peut accéder aux références de nombreux imprimés concernant une série de personnalités du 19^e siècle. L'index des noms réunit par exemple plus de 150 références à Vincenzo Dalberti, l'un des intellectuels et politiciens les plus influents au Tessin dans la première moitié du 19^e siècle.

Les deux volumes pourraient se prêter également à un autre type d'utilisation. Même si forcément incomplètes, comme le rappellent les auteurs de l'ouvrage, les brèves introductions brossant les événements caractéristiques de chaque année couverte constituent une précieuse chronologie commentée des activités des administrations publiques au cours du 19^e siècle. En

soulignant la fréquence des publications par les autorités cantonales sur certains thèmes, la chronologie révèle les étapes de la construction du canton durant le premier siècle de son existence.

Ces deux volumes contiennent également les reproductions d'une quarantaine de feuilles imprimées, ce qui permet d'apprécier la qualité de leur impression, qualité d'autant plus élevée que les documents étaient souvent accompagnés par des images très détaillées, en mesure d'en enrichir le message.

En 2011 s'est ajouté un volume qui offre un complément à la *Bibliografia dell'Ottocento. Libri – Opuscoli – Periodici* publiée en 1995 et aux deux bibliographiques publiés à la fin de l'année 2010. Ce nouveau volume contient des références aux livres, brochures, périodiques et feuilles imprimées publiées au cours du 19e siècle au Tessin qui avaient échappé aux premiers recensements. Au-delà du fait qu'il permet aux chercheurs d'accéder à des documents supplémentaires, l'intérêt de ce dernier ouvrage réside également dans deux annexes thématiques, qui permettent de relever avec beaucoup de précision les références aux compositions poétiques publiées dans le canton et aux documents concernant les voies de communication et les moyens de transport.

Nous ne pouvons pas conclure ce compte rendu sans relever à quel point les trois publications dont nous avons décrit le contenu sont le résultat d'un travail énorme qui, au-delà de son poids culturel remarquable, constitue une base essentielle pour la recherche.

Manolo Pellegrini (Lugano)

Beatrice Schumacher
Freiwillig verpflichtet
Gemeinnütziges Denken und
Handeln in der Schweiz seit 1800

Verlag NZZ, Zürich 2010, 480 S., Fr. 68.–

Wie kann Gleichheit in einer grundsätzlich durch wirtschaftliche und soziale Ungleichheit geprägten Gesellschaft gedacht werden? Wie weit soll eine Gesellschaft für einen Ausgleich von materiellen Ungleichheiten unter allen ihren Angehörigen sorgen, damit auch die sozial Schwächeren eine mehr als nur formale Freiheit (er)leben können? Solche Grundsatzfragen haben für die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft (SGG) bei ihrer Gründung 1810 noch nicht im Zentrum ihrer Überlegungen gestanden, in den folgenden zwei Jahrhunderten hingegen zunehmend. Insofern legt Beatrice Schumacher mehr vor als nur die – sehr schön und anschaulich illustrierte – Geschichte, die sich die SGG zu ihrem Jubiläum selbst geschenkt hat. Es geht auch um die Orientierung im politischen Spannungsfeld zwischen fortschrittlich und konservativ, zwischen Partnerschaft und Konkurrenz zum Staat und seinen Institutionen. Diese Suche nach dem angemessenen Weg erfolgte immer wieder kontrovers und krisenhaft, zudem trotz nationalem Anspruch der SGG (mit heute 18 kantonalen und 27 regionalen oder lokalen Mitgliedsgesellschaften) zumeist als sehr deutschschweizerisch und insbesondere zürcherisch geprägtes Projekt, wie in Valérie Lathions Beitrag zum Dialog mit den gemeinnützigen Gesellschaften der Romandie deutlich wird.

Insgesamt acht weitere Autoren ergänzen so die von Beatrice Schumacher gezeichneten Hauptlinien mit Kapiteln, die sich in die Gesamtdeutung einfügen und insofern nicht einen Sammelband, sondern ein kontinuierlich lesbares Buch ergeben, in dem originäre Forschungsleistungen sorgfältig koordiniert wurden. Die Ein-

leitung formuliert den Deutungsrahmen und liest sich eher wie ein Fazit und damit Schlusswort. Das ist wenig hilfreich, da der Leser mit der Problematik und mit der Institution SGG noch nicht vertraut ist, aber schon etliche Teilresultate (statt und neben den forschungsleitenden Erkenntniszielen) und auch den Deutungsrahmen (Spannungsfeld private und öffentliche Fürsorge) präsentiert erhält. Dieser überzeugt insgesamt, doch wäre es hilfreicher, wenn man zu diesem allmählich über die Quellsprache und die Intention der Akteure hingeführt würde, etwa über Statuten, die im Buch eine kleine Rolle spielen. Auch sollten zentrale, aber sehr vieldeutige Kategorien wie «Gemeinnützigkeit» selbst oder «republikanisch» im Sinn einer Arbeitsdefinition vorgestellt werden. Für die historische Einbettung wäre es auch möglich gewesen, eine Zeittafel beizufügen oder Bernard Degens Kapitel nicht erst an fünfter Stelle zu platzieren, da er das philanthropische Vereinswesen in seiner historischen Entwicklung von den aufklärerischen Sozietäten bis zu den modernen Non-Profit-Organisationen in seiner ganzen Breite gesellschaftlich eingebettet präsentiert.

Hat man aber die Einstiegshürden genommen, so entfaltet sich ein reiches und spannendes Panorama. Der Zürcher Stadtarzt Hans Caspar Hirzel gründete mit Freunden 1810 die SGG in einer Zeit des schnellen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Umbruchs mit zahlreichen Verlusterfahrungen. Mit Wurzeln bei den Aufklärungssozietäten des 18. Jahrhunderts gehörte die SGG als Elitenverbindung schon allein durch ihre nationale Ausrichtung zu den Wegbereitern des Bundesstaats. Indem die zumeist klar bürgerlichen Eliten parastaatliche Positionen und überregionale Aktionsfelder aushandelten, wirkten sie bewusst auf nationaler Ebene integrativ. Symbolisch schlug sich das 1859 im Kauf der Rütliwiese nieder,

die vor kommerzieller Nutzung bewahrt werden sollte.

Im Spannungsfeld zwischen Laizismus und christlichen Vorstellungen war die SGG in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Forum für Debatten über die Reform der Volksschule (Verena Rothenbühler), in der zweiten Hälfte über die Berufs- und Hausarbeitssausbildung von Frauen und die Fortbildung von Männern sowie des Jugendstrafrechts (Urs Germann). Diese Auseinandersetzungen haben ihre Spuren in den Reden bei den Jahresversammlungen und ab 1862 im Gesellschaftsorgan, die *Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit*, hinterlassen. Das aufgeklärt-liberale und zumeist auch christlich geprägte Vereinswesen im langen 19. Jahrhundert eröffnete gerade bei der Gemeinnützigkeit auch den Frauen eines von insgesamt wenigen Tätigkeitsfeldern, seit 1888 auch mit nationalen Strukturen als Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein. Zugleich zeigte sich schon früh, etwa in der Auseinandersetzung mit der Demokratischen Bewegung, die antietatistische und föderalistische Absicht, durch paternalistische Fürsorge «materialistische» Staatsleistungen überflüssig zu machen.

Auch deswegen geriet die SGG seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert in eine Konkurrenzlage zu staatlichen Sozialmassnahmen, die sich in der Schweiz vergleichsweise zögerlich entwickelten (Kranken- und Unfallversicherung 1912) und mit ihrer zunehmend sozialwissenschaftlich-statistischen Herangehensweise eine höhere Professionalität gewährleisteten als die von moralischen Impulsen getragene Milizarbeit. Diese wurde Teil der für die Schweiz typischen neokorporatistischen Netzwerke und diente darin vor allem denen, die von den Sozialleistungen ausgeschlossen blieben, weil diese im Prinzip in der Erwerbstätigkeit begründet lagen: Hausfrauen, Kinder, Kranke,

Invalide. Dies bedeutete für die SGG eine dezidierte Abkehr von der reflektierend-beratenden Tätigkeit hin zur praktischen Alltagshilfe und durch die Rolle als Wohlfahrtskoordinatorin eine wachsende Zahl von Kooperationen oder, etwa bei den Stiftungen Pro Juventute (1912) und Pro Senectute (1918), auch von Geburtshelferschaften. Die Erneuerung der nationalen Netzwerkfunktion erfolgte nach dem Landesstreik als rechtskonservative Neuinterpretation des Patriotismus, namentlich in der «Überfremdungsdebatte», was sich in der von rund 1000 schlagartig auf über 10 000 Mitglieder anwachsenden Mitgliederzahl niederschlug. Die regelmässig wiederkehrenden finanziellen Probleme wurden im 20. Jahrhundert zunehmend durch Legate aufgefangen, womit die SGG eine nachhaltige Rolle als Treuhänderin von inhaltlich festgelegten Mitteln übernahm. Weitere Finanzquellen waren Mitgliederbeiträge und Spendensammlungen und zuletzt vor allem durch Erträge der Anlagen, was Raum liess für eigene neue Initiativen jenseits der staatlichen Förderung (Tobias Straumann). Anders als die Krankenversicherung fand die Idee der AHV in der SGG früh Rückhalt, da offensichtlich war, dass die Dimensionen die private Fürsorge überfordern mussten (Martin Lengwiler). Mit mehr Engagement tätig war die SGG aber über die 1932 gegründete Schweizerische Familienschutzkommission, mit den Hauptzielen Fürsorge und Elternschulung, wobei mit konservativen Vorstellungen des Familienschutzes auch katholische Sozialpolitiker in die Debatten integriert wurden. Ebenfalls in das Klima der geistigen Landesverteidigung passte die Schweizer Berghilfe (Peter Moser).

Am Ende des 20. Jahrhunderts erfolgte ein doppelter Umbruch sowohl wegen der neoliberalen Grundsatzkritik am Sozialstaat (Nutzenkalkül mit zahlenden «Kunden») als auch durch neue soziale Gruppen, die hilfsbedürftig wurden (zum

Beispiel Ausländerintegration, Frauenhäuser, Jugendbewegungen, Drogensüchtige). Die SGG war auch ein Ort der Verständigung über psychohygienische Fragen, die in der Postmoderne an Bedeutung gewannen (Simon Steiner). In den letzten zwei Jahrzehnten stand weniger die praktische Arbeit selbst im Vordergrund als die umfassende Meinungsbildung und Aufklärung über – nicht zuletzt weibliche – Freiwilligenarbeit an sich. Entsprechende Projekte vermittelten das Prinzip freiwilligen Engagements als Teil der sozialen Verantwortung in einer Gesellschaft, die der Aufklärung über die Voraussetzungen bedarf, auf denen ihr individualistischer Wertekanon eigentlich beruht. Nicht zuletzt dient dies der Abwehr eines rechts-extremen Antiindividualismus, mit dem sich die SGG als Hüterin des Rütli in den letzten Jahren mit einigem Medienecho auseinandersetzen musste. Durch diese umfangreiche und sorgfältige Studie wird das viel wichtigere, langfristige und ruhige Wirken der Gemeinnützigen Gesellschaft und der unter ihrem Dach wirkenden Institutionen an vielen Themen greifbar; nicht nur als Dienstleistung für gesellschaftlich Benachteiligte, sondern auch als Ort des Nachdenkens und Debattierens über stets neue Fragen des gesellschaftlichen Zusammenlebens.

Thomas Maissen (Heidelberg)

Alain Clavier
Grandeurs et misères
de la presse politique
 Le match Gazette de Lausanne –
 Journal de Genève, Lausanne

Antipodes, Lausanne 2010, 321 p., Fr. 38.–

A travers l'évolution des deux «étoiles» aujourd'hui éteintes de la presse libérale conservatrice romande, c'est tout un univers qui est dévoilé en un récit rythmé

et adroitement tressé. Il faut dire que le «match» centenaire (1880–1990) qui a opposé la *Gazette de Lausanne* et le *Journal de Genève* s'est disputé en plusieurs parties imbriquées, certains joueurs passant d'un terrain à l'autre au gré d'échelles et de règles économiques et journalistiques changeantes. Au-dessus des décideurs (rédaction, conseil d'administration, parti libéral) règnent un grand arbitre et son adjoint, le lectorat et les annonceurs, dont la sanction ne manque jamais de tomber. Le marché est une donnée omniprésente, qui tend parfois à occulter le duel entre les deux quotidiens, à mesure que progresse leur ennemie commune, la presse d'information dite «neutre» apparue à la fin du 19^e siècle.

Le jeu est tantôt mené par la *Gazette*, tantôt par le *Journal* qui, de bout en bout, oscillent entre deux options: soutenir la lutte politique au niveau local pour répondre aux vœux du conseil d'administration ou laisser ce terrain à d'autres titres pour embrasser un horizon plus large. Si la *Gazette* aspire à dominer l'espace romand, le *Journal* entend se profiler comme quotidien sérieux d'audience internationale. Pour satisfaire ces ambitions, deux grandes rubriques, littéraire et internationale, donnent le ton. Il s'avère toutefois difficile d'exceller simultanément dans l'une et l'autre. Lorsque, dans les années 1870, le *Journal* s'impose jusqu'en France par le sérieux du bulletin international de Marc Debrit, la *Gazette* n'a pas encore la réputation littéraire qu'elle n'acquerra qu'à partir de 1890. Elle participera alors à la structuration du champ littéraire romand grâce à une équipe de jeunes critiques qui feront sa renommée (Paul Seippel, Philippe Godet, Philippe Monnier, Gaspard Vallette). Symétriquement, ce n'est qu'en débauchant certains des meilleurs rédacteurs d'Édouard Secretan que le *Journal* entreprend de rattraper sa rivale sur le plan littéraire dans les années 1900. Alors

que La *Gazette*, quotidien romand le plus réputé, a gagné son pari de conquérir un lectorat hors du canton de Vaud, le *Journal* a perdu de son lustre international. Si ce dernier a réussi à enrayer la baisse des abonnements observée à partir de 1885, il n'en connaît pas moins des difficultés financières.

A cette époque, les deux quotidiens de l'élite méprisent la presse «pour les concierges» qui fait la part belle aux faits divers et aux annonces. Cette dernière n'en constitue pas moins une menace à laquelle il faudra réagir encore. D'autant que cette presse concurrente, mobile et à l'affût, va progressivement étoffer son contenu rédactionnel. Les contre-attaques sont parfois coûteuses en plus d'être inopérantes, ainsi que l'illustre l'échec du quotidien *Le Soir*, réplique du *Journal* à la création de la *Tribune de Genève* en 1879.

L'auteur se plaît à souligner les parallèles autant que les symétries de parcours éditoriaux sur lesquels, de surcroît, semble s'obstiner l'ironie de l'histoire: ainsi, les deux guerres mondiales profitent-elles à tous les journaux suisses, en particulier au *Journal de Genève* qui était au bord de la faillite à l'orée de chaque conflit. Ses lecteurs français sous Vichy (tout comme, avant eux, ceux du Second Empire) le perçoivent comme un organe de gauche modéré, quand, dans les faits, à l'instar de la *Gazette*, un pétainisme bon teint le caractérise. La concurrence entre les deux quotidiens n'empêche nullement une grande connivence politique observable sur la durée. C'est qu'ils sont aimantés, malgré une relative émancipation à l'égard du parti libéral, par un anticommunisme magnétique. Les mouvements de cette «boussole» idéologique révèlent toutefois de notables oscillations. Pendant l'entre-deux-guerres, l'anticommunisme «équilibré» d'un William Martin dans la rubrique internationale du *Journal* n'a absolument rien de commun avec celui, pri-

maire, d'un Pierre Grellet dans la rubrique nationale d'une *Gazette* provincialisée, très droitière et teintée d'antiparlementarisme. Dans les années 1960, la *Gazette* de Pierre Béguin réussit pourtant à s'extirper de cette pesanteur. Rajeunie, audacieuse et insolente (du moins dans son supplément littéraire), elle constitue – et c'est une révélation – une sorte d'avant-poste d'un non-conformisme que l'historiographie avait jusque-là retenu comme un phénomène originaire de Suisse alémanique (Diggelmann, Frisch, Walter).

Au niveau matériel, des tendances fortes sont également dégagées, avec la question des salaires (plus élevés au *Journal* qu'à la *Gazette*) et de l'imprimerie (une force du *Journal*, une faiblesse de la *Gazette*). La *Gazette* n'a pas pris les bons virages au bon moment. Mal inspirée par un conseil d'administration frileux, elle s'est lié les poings avec une imprimerie dont elle n'était pas propriétaire et dont elle a fini par être la débitrice. A l'inverse, les bénéfices de l'imprimerie du *Journal* comblent les déficits. Mais la bouée de sauvetage se mue bientôt en oreiller de paresse. L'immobilisme et les erreurs d'appréciation s'avèreront les pires ennemis de la presse politique. Entre les logiques et intérêts du parti, des conseils d'administration et des rédactions, les décalages sont manifestes et bien souvent néfastes à la prospérité des quotidiens. Au tournant des années 1960, le numéro d'équilibre financier de la *Gazette* entre Publicitas et l'Imprimerie centrale lausannoise fournira un prétexte aux administrateurs pour asservir le quotidien aux besoins du parti libéral vaudois et fomenter une conspiration contre Pierre Béguin, poussé à la démission. Mauvais calcul encore. Les goûts du lectorat ont évolué, les revendications et la contestation ne passent plus exclusivement par les partis politiques et la perte de terrain est irrémédiable. Le *Journal*, de son côté, semble tenir le couteau

par le manche, mais n'en subira pas moins la désaffection du public et la concurrence de titres locaux montants. Le récit des tentations et tentatives de rapprochement entre les deux journaux, du sabotage de la *Gazette* et de la péripétie du *Nouveau Quotidien*, donne à la fusion de ce dernier avec le *Journal* en 1998 un caractère – une illusion? – d'inévitabilité. Ironie encore, dans la posture du produit de cette fusion: après s'être présenté comme un titre radicalement nouveau, *Le Temps* revendique désormais l'héritage de la *Gazette* et du *Journal*.

En narrateur omniscient, l'auteur déplace la focale avec une aisance déconcertante en ménageant des suspens et des pointes d'humour. Il semble ne jamais perdre de vue les aspects économiques, techniques, politiques, culturels et humains. On appréciera l'à-propos des pointages réguliers sur les tirages, l'état des rotatives, les autres médias ou encore les rentrées publicitaires, ainsi que l'éclairage apporté par leur mise en perspective dans des panoramas de la presse en Suisse et en France. Plus encore, le lecteur goûtera une histoire incarnée, attentive aux facteurs générationnels, relationnels et sociologiques. L'évocation des figures marquantes des deux quotidiens (Edouard Secrétan, William Martin, René Payot, Pierre Béguin, et cætera), enrichie du recours occasionnel aux portraits croisés, réserve les pages les plus savoureuses. Pas de «temps mort» dans cette étude de longue haleine qui dépasse avantageusement tant l'optique monographique que la forme du récit parallèle. Elle illustre, au niveau romand, un changement de paradigme majeur qu'est la progressive perte d'audience des quotidiens partisans et la domination de la presse d'information neutre, grande gagnante d'un match disputé à l'échelle européenne. Victoire provisoire, rapidement dépassée, tout n'étant jamais que partie remise.

Stéphanie Roulin (Fribourg)

Philipp Müller
La crise en Suisse (1929–1936)
 Les politiques monétaire,
 financière, économique et sociale
 de la Confédération helvétique
 Editions Antipodes, Lausanne 2010, 818 S., Fr. 78.–

Die Wirtschaftskrise der 1930er-Jahre gehört zweifellos zu den wichtigsten Themen der Schweizer Geschichte des 20. Jahrhunderts. Doch seltsamerweise hat sich seit Jahrzehnten niemand mehr intensiv damit befasst, obwohl die Archive längst geöffnet sind. Die letzte Monografie stammt vom Ökonomen Wilfried Rutz aus dem Jahr 1970. Mit Philipp Müllers Dissertation liegt nun endlich ein Werk vor, das auf der Basis einer umfassenden Quellenarbeit eine neue Gesamtsicht ermöglicht.

Es handelt sich um eine beeindruckende Forschungsleistung. Müller hat nicht weniger als 14 Archive besucht, um die Krisenpolitik der Eidgenossenschaft zu rekonstruieren. Des Weiteren besticht die Dissertation durch den breiten Fokus. Müller ist der erste Schweizer Historiker, der nicht nur die Währungspolitik, sondern auch die Finanz-, Wirtschafts- und Sozialpolitik des Bundes analysiert. Und schliesslich ist besonders hervorzuheben, dass die Dissertation in einem zügigen Stil geschrieben ist. Müller beschäftigt sich mit den wichtigen Details, verliert sich aber nie in Nebensächlichkeiten. Dass das Buch rund 800 Seiten umfasst, mag für Outsider abschreckend wirken. Für *aficionados*, welche nur die groben Züge, aber kaum die konkreten Hintergründe der Krisenpolitik kennen, ist der empirische Reichtum sehr willkommen. Dank einem klaren Aufbau und einem guten Index kann man sich aber leicht zurechtfinden und das Buch auch als Nachschlagewerk verwenden.

Der Hauptteil des Buches ist in elf Kapitel eingeteilt. Er beginnt mit einem ausführlichen Überblick über den wirt-

schaftlichen Krisenverlauf und die sozialen Folgen. Das Kapitel leistet diesbezüglich wertvolle Pionierarbeit. Die offiziellen und aggregierten Statistiken sind weitgehend wertlos. Müller hat viel investiert, um die versteckte Arbeitslosigkeit und das Ausmass der Armut besser sichtbar zu machen. Wir verfügen nun zum ersten Mal über ein realistisches Gesamtbild.

Danach folgen die übrigen Kapitel, welche die Entwicklung der Krisenpolitik von 1929–1936 nachzeichnen. Sie beginnen und enden zu Recht mit der Währungspolitik, denn das Festhalten an einer überbewerteten Währung war der Hauptgrund für die lange Dauer der Wirtschaftskrise in der Schweiz. Erst als der Franken im Herbst 1936 um 30 Prozent abgewertet wurde, setzte die Erholung ein. Müller zeigt eindrücklich, wie verbreitet die Angst vor einer Abwertung war. Nicht nur die bürgerlichen Parteien und Verbände, sondern auch die Sozialdemokraten und die Gewerkschaften lehnten eine Abwertung ab, obwohl offensichtlich war, dass der starke Franken die Wirtschaft bremste. Man befürchtete, dass eine Schwächung der Währung Inflation erzeugen würde. Erst in der zweiten Jahreshälfte 1935 fand allmählich ein Meinungsumschwung statt. Als Frankreich im September 1936 den Franc abwertete, folgte die Schweiz zusammen mit den Niederlanden.

Zwischen den beiden währungspolitischen Kapiteln beschreibt Müller, wie sich die bürgerlichen und linken Parteien bei der Ausführung der Finanz-, Wirtschafts- und Sozialpolitik bekämpften. Die bürgerliche Seite drängte auf eine Senkung der Löhne und Preise, strebte ein ausgeglichenes Budget und eine niedrige Staatsquote an, unterstützte die Subventionierung von gefährdeten Branchen – Müller spricht von selektivem Interventionismus – und bremste eine stärkere Beteiligung des Bundes in der Sozialpolitik. Die linke Seite wehrte sich gegen Lohnkürzungen,

nahm Budgetdefizite in Kauf und forderte mehr Unterstützung für Arbeitslose und Bedürftige. Sie bündelte ihre Forderungen in der sogenannten Kriseninitiative, die im Juni 1935 zur Abstimmung gelangte. Bei einer ausserordentlich hohen Stimmbeteiligung von 84 Prozent lehnte das Volk die Vorlage mit 57 Prozent ab.

Wie Müller klar zeigt, war die bürgerliche Seite bei wichtigen Themen aber gespalten. Während die Exportindustrie darauf drängte, die Löhne und Preise zu senken, damit der Nachteil der Überbewertung des Schweizer Frankens eliminiert werden konnte, wünschten die Landwirtschaft und das Gewerbe stabile Preise, Kartelle, Zölle und Subventionen. Auch auf der linken Seite herrschte nicht immer Einigkeit. Der sogenannte Plan der Arbeit, der im Gegensatz zur Kriseninitiative die staatliche Kontrolle über die Wirtschaft vorsah, führte zu heftigen Auseinandersetzungen innerhalb des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes und der SP Schweiz.

In der Einleitung und dem Schlusswort nimmt Philipp Müller eine Einordnung seiner Ergebnisse in den Forschungskontext vor. Dabei geht er sehr behutsam mit Autorinnen und Autoren um, die andere Interpretationen der Krisenpolitik vertreten, ohne dass er seine eigenen Thesen abschwächt. Als einer, der sich seit vielen Jahren mit der Währungspolitik der 1930er-Jahre beschäftigt und in wichtigen Punkten eine andere Sicht vertritt, bedaure ich Müllers Zurückhaltung. Ich hätte mir gewünscht, dass er deutlicher aufzeigt, wo er dezidiert anderer Meinung ist. Nur auf den letzten beiden Seiten nimmt er klar Stellung, aber es sind nur ein paar wenige Sätze.

Vereinfacht gesagt, gibt es zwei Punkte, wo wir einverstanden sind, dass wir nicht einverstanden sind. Erstens hebt Müller das Versagen der bürgerlichen Eliten in der Währungspolitik hervor. Aus heutiger Sicht stimmt dieses Urteil.

Aber die Linke war keineswegs besser, obwohl sie als Opposition mehr Raum für neue Ideen gehabt hätte. Auch sie verstand nicht, dass eine Abwertung der einzig taugliche Weg war, um die Krise zu beenden. Aus meiner Sicht ist deshalb die Schweizer Linke genauso verantwortlich für die schädliche Währungspolitik wie die bürgerliche Seite.

Zweitens würde ich die Währungspolitik in ihrer Bedeutung für die Krisenpolitik höher gewichten. Für Müller ist sie ein Politikbereich neben vielen anderen, für mich ist die Lohn-, Wirtschafts- und Finanzpolitik zu einem grossen Teil eine direkte Folge des Festhaltens am starken Franken. Die Exportindustrie hatte keine andere Wahl als eine Lohn- und Preissenkung zu fordern, wenn sie überleben wollte. Zudem war es schwierig, eine expansive Finanzpolitik unter dem Regime eines fixen Wechselkurses zu verfolgen. Müller ist zuzustimmen, dass der Bund mehr Spielraum gehabt hätte. Aber die Kriseninitiative schoss über das Ziel hinaus. Sie hätte unweigerlich zu einer Abwertung geführt – wie die Programme der Volksfront in Frankreich –, wenn sie umgesetzt worden wäre. Wenn die Linke mithilfe der Kriseninitiative indirekt eine Abwertung hätte herbeiführen wollen, wäre es ein brillanter Plan gewesen. Aber die Absicht, an der Überbewertung des Frankens festzuhalten und gleichzeitig die Lohn- und Preissenkung zu verhindern, war widersprüchlich. Man musste sich entscheiden zwischen Abwertung und Deflation.

Die Debatte um die schweizerische Krisenpolitik während der 1930er-Jahre ist demnach längst nicht beendet. Philipp Müller hat aber mit seiner Dissertation einen neuen Goldstandard gesetzt, an dem künftige Historikerinnen und Historiker nicht vorbeikommen werden.

Tobias Straumann (Zürich)

Gregor Spuhler

Gerettet – zerbrochen

Das Leben des jüdischen Flüchtlings
Rolf Merzbacher zwischen
Verfolgung, Psychiatrie und
Wiedergutmachung

Chronos, Zürich 2011, 229 S., 26 Abb., Fr. 34.–

Das anzuzeigende Buch beschreibt das bewegende Schicksal des jüdischen Flüchtlings Rolf Merzbacher. Die ersten zwölf Jahre lebte Rolf bei seinen Eltern in der württembergischen Kleinstadt Öhringen. Infolge der NS-Verfolgung musste er das Gymnasium verlassen und kam zu den Grosseltern nach Konstanz, von wo aus er die Schule im benachbarten Kreuzlingen in der Schweiz besuchte. Ab 1937 wohnte er auch in Kreuzlingen und schloss dort drei Jahre später mit ausgezeichneten Zeugnissen die Schule ab. Er wäre gerne Chemielaborant geworden, sah sich jedoch 1942 gezwungen, eine Gärtnerlehre anzutreten.

Seine Berufsperspektive war durch den Umstand erschwert worden, dass er als «Emigrant» zur «Weiterwanderung» verpflichtet war und zwischen 1941 und 1944 fast die Hälfte der Zeit im Arbeitslager Davesco verbringen musste. Weder die Internierung noch die Lehrzeit waren ihm zuträglich. Aufgewachsen in einem bürgerlichen Milieu und an intellektuellen Herausforderungen interessiert, fühlte er sich körperlich überfordert und im Umfeld der Gärtnerei seelisch fremd. Wohl noch belastender war das Los seiner Eltern, die im Oktober 1940 in das südfranzösische Lager Gurs deportiert wurden. Ihr Sohn Rolf, mit dem sie brieflich in Kontakt standen, sollte sie bei ihrer fast aussichtslosen Suche nach einem Asylland unterstützen. Im März 1943 wurden sie nach dem Osten deportiert. Das Datum ihrer Ermordung ist unbekannt.

Rolf selbst hatte, geplagt von Konzentrationsschwächen und anderen psychischen Leiden, seit 1942 ambulante

Hilfe bei der Heilanstalt Münsterlingen gesucht. Weil sich sein Zustand verschlimmerte, trat er zwei Jahre später freiwillig in dieselbe Klinik ein und begann eine Elektroschocktherapie. Bis 1951 wurde er insgesamt 61 derartigen Kuren ausgesetzt. Er verstarb, von den antisemitischen Thurgauer Behörden schon bald nach Kriegsende aus dem Kanton vertrieben, 1983 in der psychiatrischen Klinik Waldhaus bei Chur.

Spuhler beschreibt und analysiert Merzbachers Geschichte äusserst sorgfältig. Sein Umgang mit den Quellen und Zeitzeugen sowie seine Interessen sind transparent. Ein Grundproblem bleibt dennoch: der Gegenstand – denn mit den vorliegenden Quellen lässt sich weder eine herkömmliche Biografie schreiben noch eine Studie, die über den Fall hinaus weist. Des Autors Absicht ist es stattdessen, «Selbstverständlichkeiten aufzulösen» und «etwas über die Vergangenheit zu erfahren, das über die Singularität des spezifischen Falls hinaus auf ein tiefer gehendes Verstehen der damaligen Gesellschaft zielt». (17) Diesen ambitionierten Anspruch erfüllt er nur mit seiner berechtigten Kritik an problematischen historiografischen Interpretationen der Schweizer Flüchtlingsinternierung. Ansonsten passen die referierten Fragmente aus Merzbachers Leben durchaus zu den bekannten Ergebnissen der Forschung und stellen diese kaum infrage.

Es gehört hingegen zu Spuhlers Leistungen, dass er seine fundierten Kenntnisse ebendieser Forschungen, insbesondere zur Schweizer Flüchtlingspolitik, zur Psychiatrie und zur sogenannten Wiedergutmachung, gezielt einsetzt und mit seinen Interpretationen der Quellen verbindet. So gelingt es ihm überzeugend, die zeitbedingten Perspektiven und Handlungsoptionen der Akteure aufzugreifen. Das bewahrt ihn vor der Gefahr, verführt von seiner spürbaren Betroffen-

heit vom elenden Schicksal seines Protagonisten, vorschnelle Schuldzuweisungen oder Erklärungen vorzunehmen.

Ein weiteres Grundproblem der Studie besteht darin, dass letztlich eine Diagnose von Merzbachers Krankheit, die dessen Leben grossenteils überschattete, offen bleiben muss. Weder lässt sich nachträglich herausfinden, was genau seine Krankheit war noch ob diese durch innere oder äussere Faktoren verursacht wurde. Nun ist aber gerade die Interpretation dieser Krankheit ein Kernstück des Buchs. Und die Veränderung dieser Interpretation im Lauf der Jahre widerspiegelt anschaulich Entwicklungen, die über den Fall hinaus die Psychiatrie und die Vergangenheitspolitik betreffen: Als der 18-jährige Merzbacher 1942 seine ambulante Behandlung in der Klinik Münsterlingen begann, diagnostizierte der erstbehandelnde Psychiater Tschudin eine Neurose, die als Folge seiner belasteten Situation ausgebrochen sei – angesichts der damaligen Fachdiskussion eine ziemlich neuartige Interpretation. Gemeint waren mit der belasteten Situation insbesondere das Schicksal seiner verfolgten Eltern (damals in Gurs) und seine Belastung in einer für ihn gänzlich ungeeigneten Berufslehre. Schon wenige Monate später brachte hingegen der Oberarzt Kuhn die Diagnose einer Schizophrenie ein, die ererbte Ursachen habe. Diese zweite Diagnose setzte sich, auffälligerweise ohne dass die materiellen Gründe für diesen Meinungsumschwung dokumentiert sind, schon nach einem Jahr durch und bestimmte fortan die langjährige Behandlung mit Elektroschocks und anderen Methoden.

Spuhler erklärt dieses Verschwinden der NS-Judenverfolgung aus den diagnostischen Überlegungen durch das Zusammenwirken verschiedener Faktoren: «[...] weil es der damaligen Psychiatrie am Wissen um die Folge solcher Belastungen mangelte; weil die Judenverfolgung ver-

drängt und im Kontext des Kriegs als untergeordnetes Problem wahrgenommen wurde; weil das Einfühlungsvermögen der Schweizer Ärzte für die Situation des jüdischen Emigranten begrenzt war.» (117 f.) Diese Erklärung scheint mir plausibel – mit zwei Vorbehalten: Wenn die Judenverfolgung im Krieg nicht als bedeutendes Problem wahrgenommen wurde, und das war ohne Zweifel der Fall, dann musste sie auch gar nicht verdrängt werden. Eine Verdrängung setzt eine vorgängige Erfahrung oder Erkenntnis voraus. Ein leeres Bewusstsein hat nichts zu verdrängen. Zum zweiten Vorbehalt: Laut Spuhlers Erklärung fehlt den zeitgenössischen Psychiatern das angemessene Wissen über verfolgungsbedingte Traumatisierungen. Dieses Fehlende ist wichtig; ebenso wichtig ist aber das Vorhandene: Es sind gerade die scheinbar bewährten Wissensbestände, die etablierten Erklärungen und Handlungsrouninen, die in einer Institution die Wahrnehmung und Handlung vorstrukturieren und bestimmen. Je mehr die Institution weiss, desto weniger ist sie angesichts neuartiger Probleme lernfähig. Dieses ein Umlernen behindernde Wissen mag wesentlich dazu beigetragen haben, dass die anfängliche unkonventionelle Problemwahrnehmung des Assistenzarztes (situationsbedingte Neurose) alsbald durch die «klassische» Diagnose des Oberarztes (erblich bedingte Schizophrenie) ersetzt wurde. Vor allem aber dürfte dieses institutionelle Wissen dafür verantwortlich sein, dass Merzbacher über Jahre mit einer enormen Zahl von Elektroschocks behandelt wurde. Diese galten damals als *state of the art*, verschlimmerten seinen Zustand indes nur.

Die Interpretation der Krankheit wird in den 1960er-Jahren erneut zum Thema, als der Vormund Merzbachers bei den deutschen Behörden «Wiedergutmachung» einfordert. Damit diese Forderung Erfolg haben konnte, musste sich die Annahme

durchsetzen, dass es zwischen der NS-Verfolgung und Merzbachers Leiden einen möglichen Zusammenhang gab und dass nicht, wie vormalig diagnostiziert, eine ausschliesslich erblich bedingte Schizophrenie vorlag. Diese Interpretation konnten Merzbachers Anwälte und Gutachter bei den deutschen Behörden erst in einem zweiten Anlauf durchsetzen. Auch diese Neuinterpretation ist Ausdruck zweier allgemeiner Entwicklungen: Zum einen wurde um 1960 in der psychiatrischen Fachdiskussion zunehmend erkannt, wie die Erfahrung von Gewalt und Verfolgung gravierende Langzeitschäden verursachen konnte. Zum anderen gingen in Anschluss an diesen Erkenntniswandel auch die deutschen Gutachter und Gerichte allmählich zu einer weniger restriktiven Entschädigungspraxis über.

So liesse sich – Spuhler sagt das nicht explizit – Merzbachers Geschichte auch als ein Fallbeispiel betrachten, wie ein «Denkkollektiv» (Ludwik Fleck) oder ein «institutioneller Denkstil» (Mary Douglas) oder ein «Referenzrahmen» (Harald Welzer) die Wahrnehmung, das Denken und Handeln der Akteure in ihrer Zeit vorstrukturiert und orientiert.

Richtet man die wissenssoziologische Perspektive auf Spuhlers Werk selbst, erscheint dieses als Produkt einer Geschichtsschreibung, die sich in den letzten 15 Jahren (mit guten Gründen) auf den Holocaust und seine Opfer zentriert. In dieser Perspektive bleibt jedoch unterbelichtet, inwiefern Merzbacher nicht allein das Opfer der Nazis, sondern auch der (durchaus wohlmeinenden) Psychiater war. So erwähnt Spuhler selbst, wie sich in den Augen der Klinik der rätselhafte Patient Merzbacher von 1942, bei dem man Zusammenhänge zwischen seinem Leiden und der NS-Verfolgung vermutete, bis 1944 in einen typischen Schizophrenen verwandelte, dessen Leiden erbbedingt war. Und er fragt, «ob die Elektroschock-

behandlung und das Anstaltsleben jene Symptome nicht erst hervorbrachten, die später die Diagnose Schizophrenie stützten». (128) Spuhler lässt diese Frage offen – wohl weil sich darauf keine definitive Antwort geben lässt. Es scheint mir dennoch ein Mangel, dass er diesen zentralen Aspekt nicht systematisch untersucht. In einem Gespräch mit dem Autor Jahrzehnte später vermutet der Psychiater Kuhn, sein damaliger Patient habe eine Psychose entwickelt, um das Schicksal seiner Eltern nicht zur Kenntnis nehmen zu müssen. Alternativ zu dieser Vermutung fragt sich aus heutiger Warte, inwiefern die routinemässige Diagnose der Schizophrenie die Kliniker damals daran gehindert haben könnte, sich auf Merzbachers tatsächliches Leiden einzulassen.

Spuhlers Buch ist gut lesbar und sei allen empfohlen, die sich für die Geschichte der NS-Verfolgung, der Schweizer Asylpolitik, der Psychiatrie und Wiedergutmachungspolitik interessieren.

Stefan Mächler (Zürich)

Willy Winkler
Der Schattenmann
 Von Goebbels zu Carlos:
 Das mysteriöse Leben
 des François Genoud

Rowohlt, Berlin 2011, 352 S., € 19,95

Obwohl François Genoud vor mehr als 15 Jahren verstorben ist, stösst seine Figur auch heute noch auf ein breites Interesse. Sucht man ihn im Internet, so finden sich unzählige Geschichten und Gerüchte, die sich um ihn ranken. Wer war dieser Mann und was hat er Zeit seines Lebens unternommen?

Der 1915 in Lausanne als Sohn eines Tapetenfabrikanten geborene Genoud war als 17-Jähriger bei einem Aufenthalt in Deutschland Hitler persönlich begegnet,

von dessen Charisma er tief ergriffen war und den er fortan bis zu seinem Lebensende inbrünstig verehrte. Das Ende der braunen Diktatur bedeutete für ihn nicht, dass damit ein für allemal auch der Nazismus abzuschreiben war. Genoud gab sich vielmehr die Mission, mit seiner ganzen Kraft dafür zu kämpfen, dass die Nachwelt Hitler und seinen Paladinen «ein Minimum an ... Anstand und Achtung» erweise, wie er es noch 1977 ungeniert in aller Öffentlichkeit formulierte. (269) Dabei gelang es ihm unter anderem, sich die urheberrechtlichen Nutzungsrechte an den Schriften von Hitler, Bormann und Goebbels zu verschaffen und sie sowohl publizistisch als auch kommerziell erfolgreich auszuüben. Sein manischer Hass auf den Zionismus und auf Israel brachte ihn zudem dazu, sich dem palästinensischen Terror zuzuwenden, dessen Förderung sich zu seiner zweiten grossen Leidenschaft entwickelte. Nebst der finanziellen Unterstützung von Flugzeugentführungen und anderer krimineller Machenschaften kümmerte er sich fürsorglich um den wegen mehrfachen Mordes zu lebenslanger Haft verurteilten Terroristen Carlos, den er sowohl als gewaltbereiten Attentäter als auch als Person bewunderte. Äusserlich trat Genoud weder als strammer Altnazi noch martialisch oder pöbelnd als Neonazi in Erscheinung. Er pflegte gekonnt den Habitus des bürgerlichen Ehrenmannes und wusste sein Gegenüber mit einwandfreien Umgangsformen und viel Charme zu überzeugen. Trotz seiner jahrelangen Überwachung durch Geheimdienste mehrerer Länder wurde er gerichtlich nie zur Rechenschaft gezogen, und auch einen ihm geltenden Anschlag überstand er unbeschadet: Wie sein Idol Hitler bestimmte Genoud selbst über seinen Tod, wobei er weder zur Pistole griff noch eine Blausäurerekapel zerbiss, sondern die Dienste eines Zürcher Sterbehilfeunternehmens für sich in Anspruch nahm.

Lohnt es sich, Genoud ein Buch zu widmen? Seine Person allein rechtfertigt den Aufwand nicht, seine Tätigkeit indes sehr wohl, denn sie erlaubt es, Einblicke in Welten zu gewinnen, wie es sonst nicht oder nur sehr selten möglich ist. Dazu zählt beispielsweise die Zusammensetzung und das Wirken von Netzwerken prominenter Nazis weit über 1945 hinaus, sei es als eigene Subkultur oder als im Verbund handelnde Personen, die sich wechselseitig unterstützten und dabei teilweise von hohen offiziellen Positionen aus mit voller Rückendeckung des Politestabliments agierten. Aufschlussreich ist ebenfalls die Thematik des Urheberrechts und seiner pervertierten Nutzung bis auf den heutigen Tag: So sind beispielsweise Goebbels Erben bei Peter Longerichs 2010 erschienener Goebbels-Biografie bis 2015 am Absatz mitbeteiligt. Zu erwähnen ist ebenfalls das dunkle Kapitel der Verbindungen zwischen alten Nazis und linkem Terrorismus. Aufmerksamkeit verdient aber auch der Komplex des Aufstöbern und der Beschaffung von Nazi-Akten durch Verlage, Zeitungen, Historiker, private und staatliche Archive: Gier und Profilierungssucht, Unbedachtsamkeit und Dilettantismus, Schlitzohrigkeit, Skrupellosigkeit sowie vieles andere mehr sind hier weit verbreitet. Es wäre wünschenswert, dieser Bereich würde generell vertieft wissenschaftlich untersucht.

Der Autor der vorliegenden Biografie hat die Mühe nicht gescheut, in über 20 Archiven Recherchen durchzuführen sowie zahlreiche Zeitungsartikel und Presseberichte auszuwerten, womit er wertvolle neue Erkenntnisse zu Genoud zutage gefördert hat. Man kommt indes nicht darum herum, auch auf die Schwachstellen des Buches zu verweisen: Es lässt den roten Faden vermissen, verliert sich zu sehr im Detail und begibt sich sprachlich mehrfach auf ein dem Thema nicht angemessenes Niveau («es hitlert zu

Anfang der siebziger Jahre gewaltig ...»). (205) Nicht zu überzeugen vermag zudem die These, dass Genoud für die Geheimdienste, die ihn observierten, nichts anderes als «ein nützlicher Idiot» gewesen sei. (280) Wie der Autor selbst ausführt, hat sich Genoud ihrer wiederholt bedient, und dies sehr wohl auch mit Erfolg. Angebracht gewesen wäre es sodann, das Skandalöse deutlicher als solches zu benennen. Es ist ein Skandal, dass es nie gelungen ist, einen Apologeten des Nazismus und der Gewalt schlechthin, wie Genoud es war, gerichtlich abzuurteilen, zumal er nach-

weislich als Finanzvermittler für die internationale Terrorszene aktiv war. Und es ist skandalös, dass derselbe Mann über Jahre mit seiner Tätigkeit bewirken konnte, «dass die Erben der Träger des Nationalsozialismus aus deren schriftlicher Hinterlassenschaft Tantiemen [...] beziehen und damit das Unglück vermarkten, das die Autoren über Millionen von Menschen gebracht haben», (275) wie es ein Rechtsgutachten der deutschen Bundesregierung 1981 treffend formulierte.

Benedikt Hauser (Tann ZH)